

DAS MASS WAR VOLL

Ein ausgebürgerter Liedermacher im späten deutsch-deutschen Deutschland

STEPHAN KRAWCZYK

Geboren 1955 in Weida (Thüringen), ist Liedermacher, Schriftsteller und Musiker. Durch seine regimekritischen Lieder und Texte wurde Stephan Krawczyk am Ende der 1980er-Jahre zu einer bedeutenden Persönlichkeit unter DDR-Oppositionellen. Am 17. Januar 1988 verhaftete die Stasi Krawczyk auf dem Weg zur offiziellen Demonstration zum Gedenken an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. Krawczyk wollte dort ein Plakat „Gegen Berufsverbot in der DDR“ hochhalten. Er wurde „geheimdienstlicher Verbindungen“ und „landesverräterischer Beziehungen“ beschuldigt, ihm drohten zwölf Jahre Gefängnis. So unter Druck gesetzt, entschied er sich am 2. Februar 1988 zur „freiwilligen Ausreise“ aus der DDR. Das zog die „Entlassung aus der Staatsbürgerschaft“ nach sich. Wie Tausende andere Oppositionelle in der DDR – darunter viele Künstler wie Eva Maria Hagen und Wolf Biermann – wurde Krawczyk „ausgebürgert“.

„Der Krug geht solange zum Brunnen, bis er bricht.“ Mit diesem Sprichwort habe ich mein Lied „Das geht solange“ auf der Bühne angekündigt. Öffentlich sang ich es zum ersten Mal am 15. Mai 1987 zur Premiere meines Programms „Wieder stehen“ in der Pankower Stadtkirche. Ein Teil dieses Konzertes erschien Ende 1987 auf Vinyl bei einem *Independent-Label* in Hannover. Zwei Monate vor

Veröffentlichung hatte ich den Label-Manager in meiner Wohnung empfangen. Pünktlich vor Weihnachten brachte er mir dann zwei Exemplare von „Wieder stehen“ in mein verwanztes Zuhause. Er hatte sie in einem schwarzen Aktenkoffer von West nach Ost transportiert. Eigenartigerweise habe ich mich nicht darüber gewundert, wie problemlos die Sache vonstatten ging. Obwohl die Geheimpolizei über alles

Bescheid wusste. Das Thema der Bespitzelung war im Osten für mich nicht gegenwärtig, die Geheimpolizei schon, aber nicht das Thema. Hätte ich mich zu stark damit befasst, wäre mir jeder Schritt in die richtige Richtung versagt geblieben. Es war schwer genug, den gelernten DDR-Bürger abzuschütteln.

Ich bin aus Offenherzigkeit in den Widerstand geraten. Der Sänger soll sein Herz auf der Zunge tragen. Es ist ein wunderbares Gefühl, von etwas zu singen, das sich andere noch nicht mal zu sagen trauen. In Diktaturen ist der Sänger wie eine Oase in der Wüste. Die Menschen kommen, um zu trinken. Sie trinken Offenherzigkeit. Und je offener es zugeht, desto interessanter wird der Fall für die Geheimpolizei. Ich weiß nicht, ob ich es wissen möchte, wie viele daran beteiligt waren, mich aus dem Land zu ekeln. Wohlgemerkt, aus meinem Land. Erst, als ich es verlassen hatte, spürte ich schmerzhaft die Wurzeln. Vorher nicht. Vorher war alles selbstverständlich, selbst die Angst und das Tuscheln, selbst das Raunen der Macht.

Um die Jahrtausendwende hat einer über ein Konzert von mir geschrieben, ich sei ein Volksänger. Da hat er recht. Ich bin im Wir verwurzelt. Und das hat auch die Schmerzen nach der Trennung ausgemacht. Das Wir in mir wurde zum Ich in mir, das mit glänzendem Auge Halt sucht. Ich war plötzlich ins All der Öffentlichkeit geschleudert, aus der Untersuchungshaftanstalt der Staatssicherheit Hohenschönhausen auf den *Spiegel*-Titel. Das schlaucht. Während der sechzehntägigen Haft sind mir vier Liedtexte eingefallen, im Westen hat es ein Vierteljahr gedauert, bis ich wieder dichten konnte: „Komm über mich im Unterholz, / uns aus den Händen lesen, / wir werden nicht im Überfluss / vom Überdruss genesen ...“

Mit zunehmendem Alter empfinde ich stärker, wie würdelos mein Land mit mir umgegangen ist. Einer der beiden Geheimpolizisten hielt mir seine flache Hand über den Kopf, als ich in den PKW steigen musste. Sie hatten mich übernommen. Die Entrechtung war umfassend. „Pobacken auseinanderziehen!“ Im Gefängnis konnte ich meinem Volk nur damit dienen, niemanden zu verraten. Mit mir wurden am 17. Januar 1988 viele andere verhaftet, die das Land verlassen wollten.

Eine ganze Reihe derer hat bei den Verhören versucht, sich mit allen möglichen Geschichten in meine Nähe zu rücken, um die Ausreise zu beschleunigen. Wenn ich es mir heute überlege: Das ist doch unwürdig. Und auch der Polizist, der mir bei der Verhaftung fast das Handgelenk gebrochen hätte. Was für ein beschämend ungestalter Kerl durfte mich in Nullkommanichts in ein Bündel Angst verwandeln. Wenn die Groben das Sagen haben, haben die Feinen weniger zu lachen. Irgendwann sind die Räume so eng, dass man sich nicht mehr drehen kann. Kein Laut kam dem Sänger über die Lippen, der gefesselt und mit loderndem Handgelenk im Verhau eines Klein-LKW-Kastens mit der Aufschrift „SPEISEEIS“ hockte.

Handschellen hießen im Stasi-Knast nicht so, wie sie vom Bürgertum genannt werden. Dem sozialistischen Gefangenen wurde eine „Schließacht“ um die Handgelenke gedrückt. Man sperrte ihn nicht in die Zelle, sondern in einen „Verwahrraum“. Die gitterlosen Fenster waren mit Glasbeton zugemauert. Unten hatte man einen Schlitz freigelassen, dünn wie zwanzig Seiten Papier, dem ich mich nachts, wenn meine beiden „Verwahrkameraden“ schliefen, zuneigte.

Frische Luft gab es von neun Uhr bis neun Uhr zwanzig. Diese Maßnahme, dem Bürgertum als „Hofgang“ geläufig, wurde „Aufenthalt im Freien“ genannt. Genau betrachtet, bestand das Freie aus drei mal vier Metern Betonfußboden, von vier Meter hohen Mauern umschlossen. Darüber war Maschendraht gespannt. Man trat durch eine Stahltür ein und lief eckige Runden, bis die Fußgelenke schmerzten. Das Freie klebte Parzelle für Parzelle an der Gefängnismauer. Auf dem Laufsteg zwei Meter oberhalb der Tür patrouillierte ein Posten mit MPi. Wenn er vorbeikam, glotzte er herab, als würde ich beißen.

In der ersten Gefängnissetage verwahrte man die Männer, in der zweiten die Frauen. Acht Uhr fünfzig rumpelte es durch die Zellendecke. Die Frauen wurden ins Freie geschlossen. Gern wäre ich mit meiner spazieren gegangen. Seit einer Woche wohnte sie über mir.

Zwischen den Mauern thronte Stille. Außer in der Zelle und beim Verhör, das „Vernehmung“ hieß, herrschte Schweigepflicht. Das lauteste

Gefängnisgeräusch kam vom Schlüssel mit seinen beiden Möglichkeiten. Die Gefangenen wurden von kurzen Befehlen einzeln über die Gänge manövriert: Gehen! Stehenbleiben! Nach links! Nach rechts! Kam man vom Verhör an die Zelle zurück, hatte man während des Aufschließens mit dem Gesicht zur Wand neben der Tür zu stehen. Ich bekam keinen anderen Häftling zu Gesicht, nur die beiden in der Drei-Mann-Zelle, die bis vor wenigen Tagen eine Zwei-Mann-Zelle war. Meinen Antrag auf Einzelzelle begründete ich dummerweise mit der Wahrheit, für die eine Fehlleistung verantwortlich ist: Ich kann nur Wasser lassen, wenn ich den Raum mit niemandem teilen muss. Folgerichtig wurde die Zelle gedrittelt. So kam es, dass ich freiwillig auf den Aufenthalt im Freien verzichtet habe. Während die anderen Runden rannten, verrichtete ich mein Geschäft. Zehn nach neun rumpelte es wieder durch die Decke – die Frauen kamen zurück. Knapp zehn Minuten waren sie mit den Männern unterm schalloffenen Himmel gewesen.

Der Schlüssel knackte. „Raustreten zum Aufenthalt im Freien.“ Ich trat allein auf den Gang. Drei Meter hinter mir dirigierte der Schließer: „Stehenbleiben!“ Mit der fünften Tür schloss er den tränenschönen Himmel auf. Die zwanzig Meter Kopfsteinpflaster erinnerten mich an den Gang zur Exekution, dann fiel die Stahltür der Parzelle hinter mir zu. Ein dumpfes Geräusch von Gummisohlen auf Beton hing über der Anlage – das Stillegebot wurde nicht davon gestört. Zweimal stolzierte der Posten am Himmelsieb vorbei, bevor ich den Kopf in den Nacken legte und Zwiesprache mit meinem Vater hielt, der sein Lebtag nicht geschrien hatte, auch nicht im tiefsten Fall.

Als wollte ich meinen Kopf aus der Stille ziehen, bin ich zwischen den wachsenden Mauern zum Einatmen in die Hocke gegangen. Zweimal stellte ich mich wieder, atmete aus und horchte. Ich sah ein abgeerntetes Getreidefeld, der Februar drängte mir in die Lungen, die Hände formten einen Trichter um den Mund. Die nie durchbrochene, waffenbewehrte, dem Befehl erwachsene befehlende Stille wurde unter dem Namen mit zwei offenen Vokalen begraben.

Ich hatte während der vergangenen Jahre geglaubt, gleich danach eine Liebeserklärung gerufen



„Sänger in der Wüste“, interessant auch für die Geheimpolizei: Stephan Krawczyk während des Kirchentags im Juni 1987 in Ost-Berlin. © ullstein bild – AP

zu haben, aber je länger ich mich besinne, umso deutlicher höre ich: „Freya, halt durch!“ Dass ich sie liebe, habe ich erst gerufen, nachdem sie eben dies geantwortet hatte. Da stand der Posten schon über mir und zog die Maschinenpistole durch. „Sei’n Sie ruhig!“ Die berühmten drei Worte schrie ich ihm ins Gesicht. Die Stahltür wurde aufgerissen. Der Schließer schnauzte. Keine Minute später saß ich freudedurchflutet auf meiner Pritsche und versank im süßen Gefühl, lebendig zu sein – zum letzten Mal auf DDR-Gebiet. Zwei Tage später sah ich schon jenen blauen Fleck am Horizont. Es sah aus wie das Blau des Mittelmeers, das ich von Ansichtskarten kannte. Dabei war es nur eine Aral-Tankstelle.

Zuerst dachte ich: Jetzt bin ich abgeschnitten – wie ein Grashalm denkt, wenn die Sichel am Abend ihr Werk verrichtet hat. Er denkt noch nicht an sein Dasein als Heu. Zuerst denkt er nur: Jetzt

bin ich abgeschnitten! Dann weint er. Morgens ist das abgeschnittene Gras mit Tränen bedeckt.

Als sich Tausende auf die Mauer geschwungen haben, weilte ich in Frankfurt am Main, um in der Alten Oper meinen Brecht-Abend aufzuführen. Ich erinnere noch genau, wie mir ein Zeitungsreporter beim anschließenden Essen zuraunte, ich hätte Perlen vor die Säue geworfen, und ging meine Geliebte anrufen, was mir nach derlei Vertrautheiten am geeignetsten schien. Da fragte sie mich, ob ich wüsste, was ich ihr nicht glauben würde: Die Berliner Mauer sei offen! Schön, da bräuchte ich nach Tournee-Ende nicht nach Berlin zu fliegen, sondern könnte mit dem Auto fahren. Knapp zwei Jahre Transitverbot lagen hinter mir – seitdem mich der Vaterstaat weggeschnippt hatte. Im Hotelzimmer plünderte ich die Minibar und sah fern, nach Berlin, wo der Bär zur Vereinigungshymne steppte: „So ein Tag, so wunderschön wie heute ...“ All die lieben Gefährten der Dissidenterei waren zu sehen, manche im Studiosessel, manche im Getümmel, während ich im Hotelbett an der letzten Miniflasche Gorbatschow nuckelte. Angeheitert schlief ich ein – und misstrauisch. Zwei Tage später sollte sich mein Gefühl bewahrheiten: Die Mauer war noch gar nicht richtig offen – jedenfalls nicht für mich.

Nach dem letzten Konzert im Bayrischen fuhr ich gegen drei Uhr nachts in meinem bequemen Westwagen an den Grenzübergang Hof. So leicht, wie ich den Posten des Westens passierte, drohten die Grenzanlagen des Ostens düster. Einzig im Häuschen zur Passkontrolle schien schwächling die Schreibtischleuchte. Ein Arm holte meine Papiere unter Licht. Es dauerte und dauerte – als würde er meinen Pass mit der Kneifzange umblättern –, bis er endlich zum Telefon griff. Wenige Minuten später legte jemand den Hauptschalter um: Die Anlage erstrahlte. Aus allen Fenstern des rechteckigen Wohnblocks, schon im DDR-Inneren, bleckte Licht, aus der Haustür eilte ein Offizier mit vielen Sternen auf seiner Uniformjacke, die er bis zur Schranke geschlossen hatte. Mag er zwei, drei Stunden geschlafen haben, wecken wollte ich ihn nicht, eine standesgemäße Begrüßung wäre gar nicht notwendig gewesen. Er trat an das bequem zu öffnende Autofenster heran (in seinen Mund-

winkeln klebte Weißes): „Herr Krawczyk“, (er stammte aus dem Sächsischen), „Ihre Durchreise durch das Gebiet der DDR ist nicht erwünscht.“ – „Schweineerei“, rief ich, meine er, hier könne noch irgendetwas umgestürzt werden? Wütend stieß ich meinem Wagen den Rückwärtsgang ins Getriebe. Die Westgrenzer konnten mir nicht weiterhelfen, jedenfalls nicht in die Richtung, aus der ich gerade gekommen war.

In den ersten drei Wochen nach der Maueröffnung wiederholte sich dieses Übel dreimal – immer riss es einen höheren Offizier aus dem Schlaf. Es war mir schon peinlich. Endlich, am 2. Dezember 1989, wurde auch ich von der Freiheit geküsst, die für mich bedeutete – als Negativ im ganzen Positiven –, meinen Fuß auf die ostdeutsche Erde zu setzen, zum Beispiel, um meine Mutter wiederzusehen, die ich zuletzt vor einem reichlichen Jahr in Ungarn getroffen hatte – welch großer deutscher Umweg zu den Lieben.

Man hatte mich für diesen 2. Dezember zu einer Versöhnung zwischen den DDR-Liedermachern und jenen in den Westen geschwitzt DDR-Liedermachern eingeladen. Welchen Grenzübergang ich nehmen sollte, wurde mir mitgeteilt: Museumsstraße.

Bequem saß ich in der blechernen Warteschlange und hörte Radio. Ich war noch gar nicht mal bis zum Schalter gerollt (drei Autos standen noch vor mir), da kam ein Offizier zu mir und bat mich, auszusteigen. Er nahm Haltung an, legte die flache, wirklich sehr flache Hand kurz ans Mützchen und formte seinen Mund zu des Alphabets Eröffnung: „Ah, Herr Krawczyk, schön, dass Sie wieder da sind!“